Briefe aus meiner Osteria

Autor(en): **Wohlwend, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573825

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

an, die uns sehr freundschaftlich zu Recht wiesen.

Mittwochs, 11. Juny, legten wir in aller Frühe die noch übrigen 2 kleinen Stunden zurück und langten schon vor 8 Uhr wieder in Halle an.

Briefe aus meiner Osteria.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Max Wohlwend, Zürich.

Die Reise.

Verzeihen Sie, daß ich von einer Anrede absehe. Oder soll ich vielleicht meinen Brief mit „Liebes Fräulein" beginnen? Das ginge nicht an. „Freundin" wäre wohl unrichtig. „Agnes" klingt hart und verlangt Distanz. Nun gut, Sie verstehen mich schon.

Soll ich mich jetzt entschuldigen, daß ich Sie letzten Samstag bei Hofers warten ließ? Ich glaube kaum. Der kleine Russe hat übrigens schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, Sie zu den Liedern begleiten zu dürfen. Sie werden mit ihm zufrieden sein; er ist ein ausgezeichneter Musiker und zudem ein gescheiter Kopf.

Erinnern Sie sich noch unseres letzten Abends im Klub? Sie sangen einige Lieder von Brahms. Dann tranken wir Tee und rauchten Miß Coopers delikate Zigaretten. An jenem Abend war es auch, daß ich Ihnen eine kleine Schulbubengeschichte erzählte. Wie ich mich einmal als zwölfjähriger Knirps, den Rucksack auf den Rücken geschnallt, als mir die Lernerei über war, auf und davon gemacht habe; wie ich dann allerdings bald heimgekehrt sei, zum Troste meiner Eltern und Lehrer. Sehen Sie, diese Geschichte hat es mir angetan. Ich bin ja kein Schulbub mehr, und die Schule habe ich schon lange ausgetauscht gegen Beruf, Gesellschaft und Leben. Wie nun aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor einer Woche ausgerissen bin wie jener zwölfjährige Junge? Fort! Einfach fort! Wohin? Auf die Landstraße! – Die Unruhe? Die Sehnsucht? – Was weiß ich! Ich war einfach auf der Landstraße, der Straße, die mitten durch alles Leben hindurchführt – mit recht viel Lebenslust im Herzen.

Sie sitzen in Ihrem Sessel am Fenster und lachen und rufen: „Das große Kind!" Ich weiß, daß Sie jetzt ein ernstes Gesicht machen werden. Als Phantasten werden Sie mich in die hinterste Höllenecke verdammen; als verspäteten Romantiker werden Sie mich in den achten Himmel verwünschen; als Hanswurst, der mit seinem Leben spielt wie das Kind mit dem Fangball, würden Sie mich am liebsten auf einem Rosabändchen über den Niagara tänzeln sehen.

Vielleicht werden Sie auch nicht lachen und auch kein ernstes Gesicht machen. Sie werden den Brief lesen und dann zerreißen und ins Feuer werfen, und weil Sie das tun, schreibe ich Ihnen von Dingen, die sich nicht mit dem Papier zerreißen lassen.

Als ich gestern abend die italienische Grenze überschritt, da war es mir, als hätte ich den letzten Rest Erdenschwere verloren. Kein Blendwerk!

Ich schlenderte auf der Via Nazionale dahin wie einer, dem ein gütiger Gott das Denken und Sinnen erlassen, wie einer, der in seinem ganzen Leben keine Zeit zu verlieren hatte, erfüllt von einer stillen Freude am eigenen Dasein.

Erst als ich mich Cannobbio näherte, fühlte ich an eine bestimmte Stelle meines Rockes. An jener Stelle sind nämlich ein paar kostbare Scheine eingenäht. Nicht, daß ich sie nun gerade in Cannobbio hätte loswerden mögen. Solange sich meine gesunden fünf Sinne untereinander verständigen können und solange meine kräftigen Arme mich noch auf dem Lebensstrom herumzurudern vermögen, so lange werden sie schlafen, die kostbaren Scheine. Sie mögen meinetwegen träumen von Versuchungen und Lockungen, von verwunschenen Schlössern und schlafenden Prinzessinnen; sie sollen ruhig warten, bis vielleicht einmal eine königliche Idee sie durch einen süßen Kuß zum Leben zurückruft oder der Belzebub sie aus ihrem Verstecke treibt und auf die Straße wirft. So dachte ich, als ich auf Cannobbio zuschritt.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen von diesen Dingen spreche. Es hat aber alles seinen bestimmten Grund. Sie werden doch nicht von mir denken, daß ich wie ein veritabler Landstreicher durchs Leben bummeln will. Nein, nein, die Landstraße hat auch ihre Prosa! Aber ohne sie wäre die göttliche Poesie meines Daseins undenkbar. Sie werden ja sehen, was ich meine.

Cannobbio lag schon lange hinter mir, als ich auf eine kleine Osteria stieß, an der ich mit dem besten Willen nicht vorübergehen konnte. Weiß der Kuckuck, wie ich so dasaß, mitten in einem Paradies von blühenden Bäumen, und auf den See hinausschaute und hinüber in die Berge und als dann gar die an die Tür angebundene Ziege meckerte und die Wirtin ein fröhliches Lied anstimmte, da fing es in meinem Kopf zu rumoren an. Was nun? Diese Frage hatte sich plötzlich festgesetzt und breitgemacht. Ich ließ meine Erfindungsgabe wie einen Bären auf dem glühenden Roste tanzen. Aber der Bär tanzte nicht recht und hörte gar bald auf damit. Er kauerte sich zusammen und ließ sich die Füße anbrennen. Das war schmerzhaft. Ich ließ es immerhin nicht zu weit kommen, packte das Tier am Ohr und setzte es an meine Seite. Der Bär zog die Kniee hoch und versenkte den Kopf zwischen die Pranken. Er schlief ein. Und das war gut. Ihr Kulturmenschen habt ja keine Ahnung von der ungeheuren Wohltat des Schlafes. Im Schlafe bereiten sich die größten und segensreichsten Ideen vor, in ihm werden die großen Taten der Menschheit geboren, der Schlaf ist das große Mysterium des Lebens überhaupt. Nun gut, ich sage das nur, weil ich an all die Kleinkrämer des Lebens dachte, die nicht den Mut haben, sich einmal in ihrem Leben zu verschlafen. Ihr arbeitet, ihr schuftet sogar und verdient ein Heidengeld dabei. Was bleibt von euch übrig? Nichts! Eines Tages seid ihr einfach außer Kurs wie abgenützte Münzen. Das nennt ihr die große Mission des Lebens! Würdet ihr mehr und besser schlafen, dann würdet ihr das Leben mit anderen Augen anschauen. Ihr würdet aufgehen in ihm und schwelgen im Reichtum seiner Reize und Schönheiten. Ach was, ihr wißt überhaupt nicht, was das Leben ist! Verzeihen Sie, aber es muß heraus!

Also gut: wie ich erwachte, saß kein Bär mehr an meiner Seite, aber in meinem Kopf saß eine glänzende Idee. Lassen Sie sich nun von der Wohltat dieser Idee viel Gutes und Schönes erzählen. Bis morgen.

Die Osteria al Grotto.

Bis morgen! Drei oder vier Wochen mögen seit dem letzten Briefe vergangen sein.

Es ist mir heute zu Mut, als hätte mich die Welt erst diesen Morgen geboren und als hätte mir eine unsichtbare Hand ein großes Glück in die Wiege gelegt.

In der piccola Osteria al Grotto, irgendwo am Lago Maggiore, sitzt der glücklichste Mensch und schreibt Ihnen diesen Brief.

Sie sollten ihn sehen, den neuen Grottenwirt!

Entschuldigen Sie einen Augenblick – ein Gast verlangt nach meinem Kaffee.

Ja, ja, Sie würden sich wundern, wenn Sie wüßten, was für einen herrlichen Kaffee meine Gäste serviert bekommen. Es ist richtig, meine Tische und Stühle sind alt und wackelig, meine Tücher und Servietten sind nicht immer rein, aber was meine primitive Küche verläßt, könnte die beste Hausfrau beschämen. Und erst der Wein aus meinem Keller! Das Herzblut der Erde!

Der Anblick meiner kleinen Wirtschaft würde vermutlich Ihre verwöhnten Augen beleidigen: rosarote Mauern mit lächerlichen Malereien, umständlich gebaut und mit einem gar wüsten Dach. Aber all diese Dinge nehmen sich nur aus wie ungeschickte Aeußerungen eines naiven Menschen im Kreise einer kultivierten Gesellschaft, wie gutgemeinte, grobe Worte eines braven Bauern. Ein bißchen Geduld und ein wenig Mühe, und diese Ungeschicklichkeiten verschwinden von selbst. Auch im Innern stehe ich mit gar vielen Dingen auf dem Kriegsfuß.

Jetzt muß ich Ihnen aber doch von meinem großen Glück erzählen, von meinem Garten. Wenn ich daran denke, daß ich mit den Bäumchen, die ich

gestern pflanzte, alt werden darf, dann jauchzt mein Herz vor Freude. Alt werden — bis in den Winter hinein; denn im Frühling kommen die grünen Blätter und die weißen Blüten: dann muß man doch wieder jung sein! Und wenn ich Ihnen nun bald Rosen schicke, so sind das keine Rosen aus dem ersten besten Blumenladen, sondern Rosen mit denen ich zugleich meine große Sorge und die große Freude um ihr herrliches Dasein verschenke. Mein Garten soll ein Paradies der Blumen sein. Wohin das Auge sich wendet, soll es eitel Lust des Lebens trinken. Weinlauben sind da, in denen Trauben reif werden, die jedes Herz höher schlagen lassen. Dämmerige Laubgänge mit Winkeln, in denen die Liebe auf die Menschen wartet. Zwei Feigenbäume stehen hinter dem Haus. So könnte ich Ihnen noch von hundert lieben Dingen erzählen.

Ich bin oft am Abend noch hinausgegangen, um die Hände voll Erde zu nehmen: wenn dann die zerriebene Erde durch die Finger auf den Boden rieselt, dann erfüllt mich immer ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit der Welt gegenüber. Nicht einmal die aufgelesenen Steine werfe ich über die Grenzen hinaus, wäre es mir dabei doch zumute, als verlöre ich mit jedem Stein einen Tropfen eigenen Blutes.

Als ich gestern abend unter den alten ehrwürdigen Kastanienbäumen saß, die im Sommer das Haus vor der heißen Mittagssonne schützen, da kam mir der seltsame Gedanke, daß auf der baufälligen Bank der Mittelpunkt der Welt sein müsse. Wieso? Nehmen Sie eine einzige Stunde aus irgend einem Tag des Jahres heraus, sagen wir die erste Stunde nach Sonnenuntergang. Was geht in der Welt draußen vor? Irgendwo wird meinetwegen Krieg geführt, und in tausend Herzen wird das Lebenslicht gelöscht. In der gleichen Stunde werden tausend Kindlein geboren, tausend Seelen fliehen aus ihren Wohnstätten, tausendmal wird gesündigt, tausendfach wird geweint und gelacht, Leid und Schmerz ziehen in tausend Herzen ein, Glück und Liebe lächeln auf tausend Gesichtern, tausend Pfeile des Hasses und der Mordlust treffen ihr Ziel, tausend Federn tauchen in die Tinte und verbreiten Wahrheit oder Lüge über die Welt, zweimal tausend Hände falten sich inbrünstig zum Gebet, zweimal tausend Hände schwören fürchterliche Rache, und hier, hier klopft ein einsames Herz, in dem all die tausend Engel und die tausend Teufel wohnen, die da draußen in der großen weiten Welt am Werke sind. Es ist mir immer, als säße da drinnen in meiner Brust eine Spinne, die, sobald ich an sie denke, von ihrer Wanderschaft in der Welt draußen zurückkehrt an irgend einem der unzähligen Fäden, die sie seit meiner Kindheit gesponnen. Nirgends wie hier ist es mir zum Bewußtsein gekommen, daß ich der Mittelpunkt alles Wesens um mich her bin. Und wenn mich auch eine Ziege durch ihr Meckern in meinen Betrachtungen stört, so kann ich mich ruhig in die Ziegenseele hineindenken und die Welt vom Stall aus betrachten, denn die Lage des Mittelpunktes ändert sich deswegen nicht.

Nun ist es Zeit, daß ich schlafen gehe, sonst renne ich mit meinen Gedanken noch die Grundmauern meiner stolzen Warte ein.

Angelina.

Angelina ist der erste und vorläufig der einzige dienstbare Geist in meiner Wirtschaft. „Angelina" klingt sehr schön und fromm, aber meine Angelina ist bei Leibe kein Engel, im Gegenteil: eine kleine Hexe. Wie alt sie ist, kann ich mit dem besten Willen nicht sagen; ihr Aussehen wechselt wie das Wetter. Als sich die Angelina vorstellte und ich mir die heikle Frage nach ihrem Alter gestattete, da fing sie an zu piepsen wie eine getretene Maus, zog aber sofort eine Photographie aus ihrer Schürzentasche und streckte mir den gelb gewordenen, mit hundert Fingerabdrücken versehenen Helgen unter die Nase, trat einen Schritt zurück, zwinkerte schelmisch mit den Augen und lispelte schmunzelnd: „Wie schön sie ist, nicht wahr?"

In der Tat ein schönes Mädchen! „Das ist also meine Angelina! Warum kommt denn diese Angelina nicht zu mir?"

„O Madonna mia! Jene Angelina wäre vielleicht auch zu Ihnen gekommen, vielleicht auch nicht – wer weiß es!"

Dazu spitzte sie ihren altgewordenen Mund und ließ den Schürzenrand verschämt durch die roten Finger gleiten, als wäre es ihr darum zu tun, mir zu zeigen, daß es ihr nicht so unangenehm wäre, wieder jene Angelina auf dem Bilde zu sein.

„Nun gut, Angelina, Sie werden mir die Hausgeschäfte besorgen. Geben Sie sich ordentlich Mühe, Sie werden es nicht zu bereuen haben!“

„Du lieber Gott, der Herr wird mit mir zufrieden sein!“

Damit war der Pakt zwischen uns geschlossen.

Vorgestern hat mir nun die Angelina einen Festtag bereitet, indem sie mir erzählte, wie sich ihr Mann und sie gefunden haben. Ich will die Geschichte ungeschminkt nacherzählen, so gut es mir gelingen mag. Wir waren beide im Garten beschäftigt. Bei einer Arbeitspause schaute ich zu Angelina hinüber, die sich eifrig mit Umgraben eines Gemüsebeetes zu schaffen gemacht hatte. Nun zeigte mir auch die Angelina ihr Gesicht: die Augen standen voller Tränen. Bevor ich eine Frage an sie richten konnte, brach die Angelina aus:

„Mein armer Mann – mein armer Mann!“ Weiter konnte ich nichts aus ihr herausbringen. „Mein armer Mann!“ Vielleicht hatte sie unser Zusammenarbeiten an ihn erinnert. Ich nahm meine Arbeit wieder auf. Wie verwundert war ich, als Angelina mitten aus ihrem wirklichen und tiefen Weh heraus ein helles fröhliches Lachen anschlug.

„Was ist denn nun schon wieder los?“

„Ach, Herr, ich muß Ihnen erzählen, wie ich zu meinem Mann kam – oder er zu mir – das bleibt sich ja gleich.“

„Erzählen Sie!“

Wir ließen die Arbeit ruhen und stützten uns auf die Spaten.

„Ich war sehr schön! Das müssen Sie mir glauben. Sehr schön war ich einmal. Viele Burschen nahmen unnötigerweise den Weg bei unserm Häuschen vorbei. Da war ganz besonders einer darunter, der mir keine Ruhe lassen wollte. Ging ich an den See waschen, saß er gewiß in den nächsten fünf Minuten schon auf der Mauer und rief mir tausend Schmeicheleien zu. Ging ich ins Casino tanzen, tauchte er plötzlich auf, und dann gab es für mich kein Entrinnen mehr. Er sprach offen aus, daß er mich heiraten wolle. Giovanni, so hieß er, gefiel mir eigentlich nicht schlecht, aber ich weiß nicht, was mich ständig zurückhielt, ihm meine Neigung zu zeigen. Eines Tages erwachte ich mit dem Gedanken, mit einem verunstalteten Gesicht vor ihn zu treten. Wie ich darauf kommen konnte, weiß ich nicht. Die Idee ließ mir keine Ruhe mehr. Als ich eines Tages Giovanni in der Nähe wußte, band ich mir im Hausgang kurz entschlossen ein großes Tuch um den Kopf und trat vors Haus. Giovanni winkte hinter einem Gebüsch hervor.

‚Mein Gott, was ist dir zugestoßen?‘ rief er laut, als er mich sah. Da erzählte ich ihm, daß ich mir beim Hantieren mit dem Küchenmesser die ganze rechte Wange aufgeschlitzt hätte. Ich sagte ihm weiter, daß der Arzt der Meinung sei, die Wunde würde sich nicht mehr verwachsen, sodaß mein Gesicht für immer entstellt bleiben werde. Mein armer Giovanni war niedergeschmettert. Er fluchte entsetzlich. Auf einmal klemmte er die Lippen zwischen die Zähne und schwieg. Ich brachte kein Wort mehr aus ihm heraus. Als wäre ich nicht mehr dagewesen, entfernte er sich wortlos, langsam und traurig. Ich wollte ihm nacheilen, doch es hielt mich auch diesmal wieder etwas zurück. Ich ging heim und weinte. Alles in mir wollte zerspringen. Nach zwei Tagen, die ich wie einen bösen Traum durchlebte, sah ich durch die Fensterladen Giovanni vorübergehen. Ich wartete eine Weile; erst als ich bemerkte, daß er sich umsah, eilte ich die Treppen hinunter und ging dem Burschen nach. Wie erschrak ich aber, als er mir plötzlich sein Gesicht zuwandte:

‚Ja, ja, siehst du, auch ich habe meinen Teil abbekommen! Freiwillig, weißt du, freiwillig! Mit dem Rasiermesser. Die Wunde ist tief und wird auch nicht ausheilen wie die deinige. Können wir uns nun vielleicht heiraten?‘

Jetzt erst bemerkte der arme Giovanni, daß ich kein Tuch mehr um den Kopf trug und daß meine Wange heil war.

‚Ja, was zum Teufel soll das heißen? Du hast mich betrogen. Alles Unheil über

dich, du unglückseligstes Geschöpf auf dieser Welt!'

‚Giovanni,' bat ich, ‚vergib mir, ich will gewiß alles für dich tun, damit du es gut hast in deinem ganzen Leben! Verfluche mich nicht! Es war ein böser Scherz. Ich habe dich immer lieb gehabt – und nun erst recht!'

‚Sind deine Eltern zu Hause?' fragte Giovanni kühl und teilnahmslos.

‚Ja.'

‚Gut, dann gehen wir zu ihnen.'

Er ließ mich etwas vorausgehen. Im Hausgang war es dunkel. Giovanni faßte meine Hand und zog mich dann plötzlich an sich. Wir küßten uns.

‚Erschrecke nicht, wenn wir in die Stube treten,' flüsterte er mir vor der Tür ins Ohr.

Wir traten ein. Da weder er noch ich über den Gruß hinauskam, schaute ich zu ihm hin. Da sah ich, wie sich Giovanni mit dem Taschentuch die rechte Wange rieb. Sie war heil und unversehrt wie die meinige. So ein Erzschelm war er! In der einen Hand hielt er krampfhaft den Wattenbausch, den er sich so geschickt über die Wange geklebt hatte, um mir die Wunde vorzutäuschen. Als ich meine Erregung, in der ich nicht wußte, sollte ich gleich losschimpfen oder froh sein, überwunden hatte, hatte Giovanni sein Anliegen bei meinen Eltern bereits vorgebracht. Sie gaben uns ihren Segen..."

Drei Töne.

Von einem gar seltsamen Menschen und einem gar seltsamen Erlebnis muß ich Ihnen heute erzählen.

Ich hatte bereits die Lampe im kleinen Zimmer angezündet, um ein paar Worte an Sie zu schreiben, als unten an die Tür gepocht wurde. Ich ging in die Gaststube, machte Licht und öffnete. Ein fremder Mann in mittleren Jahren trat ein. Eine herrliche Erscheinung! Ich war derart überrascht und muß so verwunderte Augen gemacht haben, daß der Fremde lächelnd die Gitarre von der Wand herunter nahm und mir singend seine Wünsche vortrug: eine Flasche guten Weines, gute Gesellschaft und für später ein weiches Lager! Solche Gäste lasse ich mir gefallen! Wir saßen denn bald wie gute alte Bekannte am runden Tisch in der Laube. Da der Himmel die große Laterne bereits ausgelöscht hatte, hängte ich zwei rote Lampions ins grüne Laubwerk. Zu unsern Füßen murmelten die Wellen schläfrige Worte des Friedens.

Der Fremde hatte die Gitarre ergriffen und entlockte den Saiten ein paar Töne. Ich freute mich schon auf ein frohes Lied, eine wehmütige Serenade oder eine geistreiche Improvisation; aber meine Erwartung fand ihre Erfüllung in einem Wunder von drei einfachen Tönen.

Sie lächeln? Das tat ich auch. Ich dachte zuerst, wie Sie es jetzt auch tun werden, an einen Scherz, an eine Verulkung der Stimmung, an eine Verspottung der Sentimentalität. Doch der Fremde schien gar nicht zum Scherzen aufgelegt: er sprach kein Wort mehr, trank keinen Wein und machte auch keine Miene, das Spiel abzubrechen. Drei Töne!

Wie drei junge Mädchen, die sich die Hände zum Reigen reichen ...

Wie drei Männer, die sich Treue geloben ...

Wie die Parzen, die sinnend die Schicksale der Menschen spinnen ...

Wie struppige Hexen, die brummend am Lebenstopfe sitzen und häßliche Getränke brauen ...

Ich fing an, das Gesicht des Fremden zu studieren. Was ich da herauslas, war das Leben selbst. Der Mann horcht nach innen und lauscht den tausend Stimmen, die ihm irgend ein wundersames Erlebnis in immer neuen Variationen wiedergeben. Auch seine Augen schauen nach innen, wo ein Glück eingezogen sein muß, das sich in tausend leuchtenden Farben dreht. Dieses Antlitz ist wie eine Uhr, eine kostbare Uhr, die nie stille steht, die von allem Anfang bis zum allerletzten Ende fortläuft, eine Uhr, die kein Zifferblatt hat, das Minute für Minute, Stunde für Stunde aufzeichnet – nein, eine Uhr mit einem lebendigen Pulsschlag, der die Stunden zu Sekunden verkürzt und die Minuten in Ewigkeiten verlängert. Hinter dieser Stirn muß eine Seele wohnen, die jeden Windhauch registriert, die im Sturm zittert, die Melodie der fallenden Regentropfen ruhig aufnimmt, ein Organismus, der die größten Spannungen er-

tragen kann, aber auch bei der kleinsten Erregung in tausend Stücke zu zerspringen droht.

Und die drei Töne?

Sie begleiten die singende Seele des fremden Mannes.

Als ich einmal aufblickte, war es mir, als gaukelten die Töne im roten Licht der Laternen. Und als ich ins Dunkel hineinhorchte, da saßen sie plaudernd auf dem Nacken der Wellen. Und wie ein Windhauch durch die Laube zog, hörte ich sie im Rauschen der Blätter. Von den Sternen schienen sie endlos herunterzutropfen, um die große Stille auf die Erde zu tragen.

Der Fremde bewegte leise die Lippen und sang still vor sich hin: „... Die Töne haben Flügel, summende Flügel wie die Mücken. Sie fliegen auf und setzen sich auf die Dachrinnen und schwatzen wie die Sperlinge von all den lustigen und ernsten Dingen der Welt. Sie hocken sich in den stillen Kammern kichernd auf den Bettrand und blasen in die Herzglut der Liebenden. Sie sitzen in den Ohren der Eifersüchtigen und führen unheimliche Gespräche. Ist Krieg im Land, dann heften sie sich an die Kugeln und fahren pfeifend in irgend eine Menschenbrust... Sie setzen sich auf die roten Kinderlippen und fliehen mit hellem Lachen in die Welt hinaus."

„...Ich bin zu Ende mit meinem Lied. Ich weiß nichts mehr. Die Saiten sind verstimmt. Die Kehle ist trocken. Noch einen Ton, dann reißt der Faden. Laßt uns trinken: Es lebe das Leben! Warum schauen Sie mich so an? Wissen Sie denn, was die Welt heute Ungeheuerliches vollbracht hat? Das wissen Sie nicht? Dann werde ich Ihnen die Geschichte erzählen. ... Aus irgend einem Grunde, den ich Ihnen nicht näher bezeichnen kann, war ich heute nahe daran, mein Leben zu beschließen. Die Sonne war schon untergegangen, als ich mich von meinem Hause entfernte. An den See und ohne lange Umschweife ins Wasser hinein. So tat ich. Das Wasser stand mir schon bis zum Kinn, als plötzlich ein schwankendes Licht über dem Wasser auftauchte. Nur einen Augenblick lang sah ich hin – dann kehrte ich mich weg, um fest zu bleiben. Da, was war das? Drei Töne, drei einfache Töne drangen aus weiter Ferne an mein Ohr. Ich lief zurück. Alle Lebensgeister waren in mir wieder wach geworden. Drei unbestimmte, zage Töne. Herrgott, ich hätte weinen können vor Glück. Immer mußte ich wieder hinhorchen ... Am Ufer umarmte ich den ersten besten Baum. Dann schlich ich mich schnell nach Hause, zog mich um, ging zu einem Fischer und bat ihn, mir ein Boot zu leihen. Ich wollte das Lichtlein auf dem See aufsuchen, um dem Menschen zu danken, der mir die drei Töne übers Wasser schickte. Bis gegen Mitternacht muß ich gefahren sein; ich fand aber weder das Lichtlein noch hörte ich die drei Töne wieder. So kam ich an dieses Ufer und zu Ihnen. Wie eine Erlösung kam es über mich, wie ich die Gitarre an der Wand hangen sah. Ich suchte nach den drei Tönen und fand sie. Ich spielte, bis die Saiten ihre Stimmung verloren. Ich könnte das Instrument ja wieder stimmen – aber ich weiß nicht ..."

Wir redeten nicht mehr. Nach einer Weile bemerkte ich, daß der Fremde eingeschlafen war. Ich wollte ihn wecken, als ich Schritte hörte.

„Schon so früh auf den Beinen?" fragte ich die Männer, die gerade unter der Laube auf der Straße standen.

„Ist gestern kein junges Paar bei Ihnen eingekehrt?" fragten sie zurück.

„Nicht? Dann liegen sie doch im See. Wir haben unweit von hier eine Barke gefunden. Die Gitarre lag darin und dieser Brief, dessen Inhalt wir jedoch nicht recht verstehen."

Ich lud die Männer ein, in die Gaststube zu kommen. Ich ließ mir den Brief geben und las: Zwei Menschen nehmen Abschied von der Welt. Zwei Menschen, die sich nicht gehören durften. Eine verheiratete Frau bittet ihren Mann um Verzeihung, und ein junger Mann fleht seine Eltern an um Vergebung...

Den beiden schlichten Männern vor mir standen die Tränen in den Augen. Ich bat sie, mit der Barke ans andere Ufer zurückzufahren. Dann ging ich in die Laube zurück und weckte den Fremden.

„Mein Gott, wo bin ich? Ahi, da ist ja mein freundlicher Wirt! Mir hat ge-

träumt, daß meine Frau über den See gekommen sei. Ach, Sie wissen ja nicht, daß mich meine Frau gestern verlassen hat und ich glaube, daß sie nicht mehr zurückkommen wird. Weiß der Himmel, wo sie jetzt weilt. Wenn sie käme, ich würde sie in meine Arme schließen. Ich bin so voll Liebe . . ."

„Sie müssen sich ausruhen, lieber Mann. Ich werde unterdessen hinüberschicken und sagen lassen, daß Sie in der kleinen Osteria al Grotto seien. Nach Lovegno, nicht wahr?"

Nun liegt er im Bett im tiefsten Schlaf. Was muß ich ihm sagen, wenn er aufwacht?

Es ist mir ganz weh ums Herz. Ich werde Ihnen morgen wieder schreiben.

(Schluß folgt).

Maria

Du, der vom Angesicht das Leid
Herniederrinnt, wie Wasser sacht
Vom Steine tropft, den es zerstört,
Du, deren Haare über Nacht
Vor Weh erbleichten, willst mir noch
Den Trauerzug vom Stirnessaum
Verwischen mit der blassen Hand,
Und findest doch der Worte kaum,
Die froh genug, den kleinen Schmerz
Zu stillen. Wie die Mutter zag
Aus ihren Qualen nach dem Kind,
Dem neugebornen, lächelt, lag
Ein Lächeln dir in deinem Blick
Und hielt mit Mühe nur
Den eignen Schmerz zurück.

Hans Debrunner, Frauenfeld.

Einer Toten

Das ist es, was ich, krank und müd,
In meinem Leid vergessen habe:
Daß nun schon längst auf deinem Grabe
Weichduftend Ros' an Rose blüht;

Daß drüber hell und warm der Sommer liegt
Und sich der Himmel groß und leuchtend weitet
Und daß, wenn abends spät die Glocke läutet,
Sie deine Rosen mit in Schlummer wiegt —

Daß du so friedlich schläfst, wenn sacht
Ringsum die hohen Bäume rauschen —
Und deine weißen Rosen stehn und lauschen
Und stärker duften in der schwülen Nacht —

Daß niemals mehr mein Rufen zu dir dringt,
Daß Nacht und Einsamkeit dich treu behüten —
Und nur zuweilen so der Duft der Blüten
Dir einen Gruß vom goldnen Leben bringt . . .

Victor Paul Schuler, München.